

Das Wunder in der Christmas Street

ROMAN

it

ANNIE O' NEIL



Das Wunder in der Christmas Street

ROMAN

it

ANNIE O' NEIL

Annie O'Neil

Das Wunder in der Christmas Street

Roman

Aus dem Englischen von Christine Richter-Nilsson

Insel Verlag

Für Tormod, den Weihnachtsmann meines Herzens

Inhalt

Cover

Titel

Widmung

Inhalt

Schwarzer Freitag. Vor 367 Tagen

1. Dezember

2. Dezember

3. Dezember

4. Dezember

5. Dezember

6. Dezember

7. Dezember

8. Dezember

9. Dezember

10. Dezember

11. Dezember

12. Dezember

13. Dezember

14. Dezember

15. Dezember

16. Dezember

17. Dezember

18. Dezember

19. Dezember

20. Dezember

21. Dezember

22. Dezember

23. Dezember

24. Dezember

25. Dezember

25. Dezember: Später

Danksagung

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Schwarzer Freitag

Vor 367 Tagen

Jess erspähte den leuchtenden Weihnachtsmann auf der anderen Seite der erhobenen Verkaufsfläche sofort. Da stand er, ganz aus Plastik, rotbackig, in seiner roten Montur über dem dicken Bäuchlein inmitten von frostigen Blättern aus künstlichem Immergrün, knallroten Stechpalmenbeeren und fluoreszierenden Schneeflocken. Der reinste Kitsch, und doch vereinte sich in diesem prächtigen Kranz das Beste und Schlimmste, was Weihnachtsdekoration zu bieten hatte.

Genau das brauchte sie jetzt.

Brauchte? Nicht wirklich. Aber darum ging es ja auch nicht beim Black-Friday-Shopping, oder? Nachdem sie über eine Stunde eingequetscht in einer weniger freundlichen Warteschlange ausgeharrt hatte, bis die Wachschutzleute endlich die Eingangstüren zu Urban Outfitters aufschlossen, kam sie zu dem Schluss: Es war die reine Gier, die an solchen Tagen jegliches Bedürfnis überrollte. War das entmutigend? Schon. Etwas, worüber sie sich den Kopf zerbrechen sollte? Heute bestimmt nicht. Nein, heute würde Jess jede Faser ihres Körpers und vor allem den letzten Cent ihres schrumpfenden Bankkontos zum Einsatz bringen, und zwar mit dem alleinigen Ziel, ihrem Leben einen so perfekten Anschein zu verleihen, dass es sich schließlich auch perfekt anfühlen würde. Dann, und nur dann, würde sich der schleichende Verdacht verflüchtigen, dass alles aus dem Ruder geraten war.

Wer hätte ahnen können, dass ein Käsesandwich das Leben einer Grundschullehrerin derart durcheinanderbringen würde?

Sie hatte sich an die erstickten Tränen gewöhnt, die immer wieder im Hals kribbelten.

Und wenn schon.

Lächelnd warf sie dem Weihnachtsmann einen vielsagenden Blick zu:
Ich-seh-dich.

Was war das ...? Hatte der Nikolaus ihr zugezwinkert? Na, das war ja eine erfreuliche Wende. Neon-Niklas hatte sich also mit ihr verschworen, dem Konsum zu frönen, um ihre Stimmung während der Zwangsarbeitspause etwas anzuheben. Sie blickte ihm direkt in die Augen.

Okay, Freundchen, du und ich, durch dick und dünn.

Mit wilder Entschlossenheit begann sie, »Have Yourself a Kitschy Little Christmas« zu summen, und bahnte sich ihren Weg durch die geschäftige Kundenmenge. Des einen Tod des anderen Brot, als hätte jeder vor Ladenöffnung vierzehn Tassen Espresso hinuntergekippt, um dann in die Verkaufsräume einzufallen und wahllos Einkaufskörbe mit trendigen Weihnachtskugeln, verschlungenen Papiergirlanden und saisonal umfunktionierten Mini-Kakteen vollzustopfen, als ginge es um Leben und Tod. Da drängte sich eine Frau hinter sie, die einen mit Ginfläschchen bestückten Weihnachtskalender schleppte. An einem seiner niedlichen Türchen baumelte ein Preisschild, das Jess beinahe den Atem verschlug. Der Kalender kostete so viel wie ihre gesamte Monatsmiete. Wahrscheinlich das Werk eines waschechten Lappländers, der unter dem Licht des Polarsterns Hand angelegt hatte. Ein fürstlicher Preis für ein paar Flugmodus-Fläschchen Gin in einem hohlen Baum aus Holz.

Nicht, dass sie darüber urteilen würde.

Innenausstattung war ein absolutes Muss. Heimtextilien und Schnickschnack vermochten, ein Haus in ein Zuhause zu verwandeln. Sie sollte es ja wissen. Schließlich war ihr Leben bisher ein pures Bekenntnis zu Anthrazit, Chrom und Glas gewesen. (#LebenslektionNummerEins: Lass dich nie von deinem Immobilienmakler-Freund davon überzeugen, es sei eine gute Idee, zu reduzierter Miete in der Musterwohnung zu leben. Nicht ein Mal hingen Unterhosen zum Trocknen auf dem Heizkörper. Nicht ein einziges Mal.)

Zwei Schritte vor und einen zurück. Es ging nur schleppend weiter. So lächerlich es auch schien, sie brauchte diesen Kranz. Und zwar sehr. Er

stand für etwas. Wie eine Auszeichnung, die sie daran erinnerte, dass sie ihr Leben wieder in den Griff bekommen könnte und würde. Sicher grenzte es an Wahnsinn, ihr ganzes Leben auf einen knallbunten Weihnachtskranz zu setzen, aber genau so verhielt es sich eben in Krisenzeiten. Manchmal machten die kleinsten Dinge den größten Unterschied. Und in diesem Fall war es ein sehr kitschiger Kranz mit einem Nikolaus.

Nach einigen ziemlich heftigen Ellenbogenkämpfen (das würde blaue Flecken geben) war das Ding endlich in Reichweite und so gut wie gewonnen.

Da ragte plötzlich eine makellos manikürte Hand in ihr Gesichtsfeld. Klitzekleine, mit Mustern verzierte Weihnachtskugeln schmückten geschmackvoll jeden einzelnen Fingernagel. Und alle fünf griffen nach ihrem Santa Claus.

Neiiin!

Jess streckte sich nach vorn, um den Weihnachtsmann mit ihren abgekauten Fingernägeln zuerst zu erwischen. Doch als sie zupackte, spürte sie die andere Hand, die ebenfalls zugriff. Sie blickte der Gegnerin in die Augen.

Na super!

Sie war einer Mutter aus ihrer Schule wie aus dem Gesicht geschnitten. Oder sollte sie lieber sagen: aus ihrer ehemaligen Schule? Nächste Woche wollten sie ihr Bescheid geben, nachdem die Schulleitung gemeinsam mit allen Mitgliedern des Schulbeirats »die Beweislage geprüft hatte«. Sie beschloss, ihr schlechtes Bauchgefühl zu ignorieren und sich stattdessen auf die vorliegende Aufgabe zu konzentrieren. Sie war optimistisch. Im Lehrerzimmer sprach man bei solchen Frauen ganz unverhohlen vom Typus Nummer Zwei. Typus Nummer Eins war immer zum ersten Mal und schon lange verheiratet. Sie war entweder Richterin oder Hedgefonds-Managerin oder Chefin eines Online-Unternehmens, das sie »am Küchentisch« gestartet hatte, und veranstaltete regelmäßig Spendenaktionen zugunsten des Regenwaldes oder der indigenen Stämme von Papua-Neuguinea. Typus Nummer Zwei war meistens bereits die

zweite und weit verwöhntere Gattin. Sie hatte entweder einen Dotcom-Mogul geehelicht oder einen alternden Rockstar und erfüllte die entsprechenden Auswahlkriterien: Sie war halb so alt wie er, hatte langes, aschblondes Haar, das in präraffaelitischer Perfektion über ihre knielange Daunenjacke wallte, die ihren zierlichen, mit Hilfe eines Personal Trainers perfekt geformten Körper umhüllte und aus der die zarten Beine in Lululemon-Leggings herausragten, die wiederum in Runway-Platform-Sportschuhen von Alexander McQueen steckten, oder welcher Schuhtrend auch immer gerade angesagt war. Diese besondere Variante des Typus Zwei hatte auch diese umwerfenden Augen von nahezu unnatürlichem Blau. War das Azur? Oder Himmelblau? Gefärbte Kontaktlinsen wahrscheinlich. Das würde den Farbton erklären. So perfekte blaue Augen konnten nicht echt sein. Die tropisch-türkisen Äuglein dieser Frau waren von einer halb heruntergezogenen Kapuze verdeckt. Eine Schlange in Angriffsposition. Ihr Lächeln sah so falsch aus, dass es zweifellos von einem um Diskretion bemühten und sehr empfehlenswerten Schönheitschirurgen an dieser Stelle fixiert worden sein musste. Lidschatten und Eyeliner waren makellos aufgetragen. Ihre Haut wirkte frisch wie ein Pfirsich im Morgentau. Ein Gedanke machte Jess aber kurz stutzig. Äußerlichkeiten waren nicht alles. Womöglich verbarg dieses straffe Lächeln nur den angespannten Versuch einer überforderten Stiefmutter, das perfekte Weihnachten für ihre neue, kürzlich angeheiratete Familie zu organisieren, die hauptsächlich aus feindseligen Zwanzigjährigen bestand.

Jess spürte, wie ihr der Kranz entrissen wurde. Die Frau hatte Jess' kurzen Hänger im Kriegsmodus ausgenutzt. Zur Hölle mit ihr und ihrer fiktiven Familie. Der Plastik-Santa gehörte ihr.

Jess kniff wütend die Augen zusammen und stellte sich vor, wie sie diese Frau beim Elternabend fertigmachen würde.

Nummer Zwei sah aus wie die Kollegin, die darauf bestanden hatte, man müsse Jess »unmissverständlich klarmachen«, dass sie nicht in der Lage sei, in einer schulischen Umgebung ihre Autorität zu wahren.

Nummer Zwei war immun gegen Argumente. Gegen *Fakten*. Nummer

Zwei interessierte es nicht, dass Jess mit dem Lehrerinnenberuf nicht nur ihren Lebensunterhalt bestritt, sondern auch ihrer Berufung folgte und dass eine Kündigung ihr Leben ruinieren würde. Jess mochte Nummer Zwei ganz und gar nicht. So leicht würde sie nicht aufgeben. Niemals. Also, zurück in die Schlacht!

Sie ließ ihren Blick auf halbmast sinken, sodass der Laden im himmlischen Schein des glitzernden Lamettas und Kunstschnees verschwamm, als hätte man ihn gerade wie eine Schneekugel durchgeschüttelt. Entschlossenheit packte sie. Der kitschige Nikolaus war ihrer. Er stand ihr zu. Niemals würde sie zulassen, dass Nummer Zwei ihr noch etwas wegnehmen würde.

»Tut mir leid«, sagte Jess und griff so hart zu, dass ihre Knöchel weiß wurden. »Ich glaube, ich war zuerst da.«

»Nein, tut mir leid«, sagte die Frau in einem hinreißenden irischen Tonfall (der irische Akzent war ja irgendwie immer hinreißend). »Es ist so ... er ist für meine Mutter. Für meine alte Mutter. Sie ist im Altenheim. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich ihn zuerst gesehen habe ... wenn Sie bitte so nett wären.«

Tolle Geschichte. Ihre Mutter könnte doch höchstens sechzig Jahre alt sein. Es sei denn, sie wäre erst mit fünfzig Mutter geworden. Und das wiederum hieße, die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Mutter bereits in einem Pflegeheim vor sich hin vegetierte, war äußerst gering. Pech gehabt, Nummer Zwei. Viel Glück beim nächsten Mal!

»Ich bestehe ungern darauf«, sagte Jess und schüttelte bedauernd den Kopf. »Aber ... mein Neffe ist im Krankenhaus.« Ihre Wangen liefen rot an. Das könnte als Ausdruck von Trauer durchgehen, ohne sie zu verraten. Sie errötete immer, wenn sie log. Sie hatte weder einen Neffen, noch war die erfundene arme Seele im Krankenhaus.

Nummer Zweis Blick wurde hart. »Wie heißt er denn?«

»Ähm ... Tim.«

»Nur Tim?«, fragte Nummer Zwei mit zusammengekniffenen Augen. Was war das hier eigentlich? Weihnachten mit Villanelle?

»Tiny Tim.«

Mist.

»Das ist sein Kosenamen, weil er eben klein ist. Er wird sicher bald herauswachsen, aus dem Namen, meine ich. Wie wir alle, nicht wahr? Er ist ein Grünschnabel. Wie ich. Tiny Tim, der Grünschnabel.«

»Ihr Neffe wird Tiny Tim genannt.« Das war keine Frage, das war eine Anschuldigung.

»Ganz genau.« Jess ging wieder in Kampfstellung. Das hier würde nicht gut ausgehen.

»Meine Mutter leidet an präseniler Demenz«, konterte Nummer Zwei, »fing bei ihr schon im Alter von zehn Jahren an.«

Was? Nein, ganz sicher nicht. Nummer Zwei war eine Lügnerin, eine Lügnerin mit sehr langen Beinen. »Mein Neffe hat keine Beine. Und auch keine Nieren.«

Nummer Zwei rümpfte die Nase, als ob sie darüber nachdachte, ob so etwas möglich wäre. Es war möglich, aber nur bei einer Leiche. Der Muskat-Latte schwappte in ihrem Magen hin und her, und Jess wurde fast übel. Lügen über sterbende Kinder zu verbreiten war eine bombensichere Methode, vom Blitz getroffen zu werden. Zur Strafe sozusagen. Diese dumme Lüge hätte sie sich sparen können. Schließlich wollte sie weiterleben, auch wenn ihr Leben gerade beschissen war. Und was, wenn Nummer Zweis Mama sich tatsächlich an ihre letzten Erinnerungsreste klammerte und der 50er-Jahre-Neon-Kranz das Einzige war, was diesen einen wertvollen Feiertag, der ihr noch blieb, wiederbeleben konnte? Sie hatte doppelte Schuld auf sich geladen. Und da waren sie wieder, das Kribbeln im Hals und der Impuls zu weinen.

O mein Gott, nein. Bloß nicht losheulen. Es war eine schreckliche Woche gewesen. Und die kommenden Wochen würden noch schlimmer werden, aber ... immerhin hatte sie Neon-Nikolaus gefunden. Das war doch ein Zeichen, oder?

Nummer Zwei zerrte siegessicher an dem Kranz.

Jess gab nicht nach. Sie wollte weder verlieren noch weinen, Santa hatte *ihr* zugezwinkert!

Nummer Zwei riss ihn mit einem Ruck an sich. So hart, dass Jess das Gleichgewicht verlor. Mit den Armen rudern rutschte sie auf einer Filz-Avocado aus und fiel rückwärts in das Angebot von – oh, aua – weihnachtlich dekorierten Kakteen. Auch das noch. Der Schmerz war unvergleichlich. Als sie sich langsam wiederaufrichtete, und das dauerte, ragten Mini-Kakteenbüschel aus ihrem Po, Rücken und den Schultern. Ihr nur leicht wattierter Wintermantel stellte sich jedenfalls als perfektes Kaktusnadelkissen heraus. Nummer Zwei zuckte mit den Schultern nach dem Motto *'tschuldigung, aber selbst schuld* und verschwand dann in der Menschenmenge. Einer der Wächter näherte sich. Einige Kunden gaben lauthals ihrer Missgunst Ausdruck und diskutierten unüberhörbar darüber, was Gier aus einem Menschen machen konnte.

Plötzlich wollte Jess nur noch raus. Weg von Chilischoten-Lichterketten und ach-so-untrendigen Weihnachtsbaumgehängen. Weg von rempelnden Kunden, die die Oxford Street hinunterwalzten. Weg von ihren großen London-Träumen und der Hoffnung, die gefragteste Privatschullehrerin der Schickeria zu sein. Genauso unerwartet, wie die Akupunkturbehandlung an ihrem Hinterteil über sie gekommen war, wurde ihr plötzlich klar: Sie brauchte eine Veränderung. Sie musste weg von den unermesslichen Erwartungen an ihr Leben. Weg vom darwinistischen Überlebenskampf, der hier herrschte. Weg von diesem Alltag, wo Augenkontakt gefährlich war und neue Freunde zu finden schier unmöglich, geschweige denn einen Job, bei dem man genug verdiente, um dort zu wohnen, wo man seine Unterwäsche aufhängen konnte, ohne eine Lachnummer zu werden. Sie wollte irgendwohin, wo sie einfach aus dem Haus stürzen und bei irgendeiner Nachbarin eine Tasse Tee trinken konnte, wenn ihr danach war. Kurz gesagt, sie wollte an einen Ort, der nicht London war.

1. Dezember

Es war so weit. Umzugstag.

Jess' Nerven lagen blank. Gerade begann der Umzugswagen mit all ihren irdischen Habseligkeiten zu blinken, um sich in den Kreisverkehr am Anfang der Christmas Street einzufädeln. Sie platzte fast vor Anspannung oder Vorfreude, vielleicht war es auch die panische Angst, alles falsch gemacht zu haben. Ein Jahr lang hatte sie diese emotionale Gratwanderung ausgehalten. Heute würde sie wohl herausfinden, welches Gefühl am Ende die Überhand bekäme.

Der Transporter bog in ihre neue Wohnstraße ein und tuckerte fröhlich in ihr neues Leben hinein, als ob die Welt keine anderen Sorgen hätte. Der Kreisverkehr war jetzt frei. Kein Auto. Sie könnte noch einen Rückzieher machen. Einfach kehrtmachen und dann ... wohin eigentlich? Sie hatte keine andere Wahl, als den Weg zu gehen, der sie in die Zukunft führen sollte: neue Stadt, neues Zuhause, neuer Job. Entweder rein ins neue Leben oder ... oder eben nichts. Sie setzte den Blinker und bog ab.

Hier war es also. Im Herzen von Boughton (was wie »Bow-Town« und nicht »Buffton« ausgesprochen wurde, wie ihr die Maklerin zugezwitschert hatte). Ihr neues Langzeit-Zuhause, oder so lange, wie Langzeit heutzutage eben noch dauerte. Und nur ein paar Straßen weiter wartete ihre Bijou-Doppelhaushälfte bereits auf sie und hieß sie mit ihren frisch gestrichenen Fensterläden willkommen, hocheifrig, dass sie nach langem Bangen und Zittern endlich einziehen würde. Und zwar allein, um ein jämmerliches Dasein als alte Jungfer zu fristen.

Jetzt reicht's aber, Jess, sie hörte die warnende Stimme ihrer Mutter.

Sie hielt inne. Natürlich würde sie nicht für den Rest ihres Lebens in Einsamkeit und Verzweiflung versinken. Sie wollte voller Begeisterung und Offenheit in die Zukunft gehen. Und sie wollte endlich wieder Lebensfreude spüren und die Jess zurückerobern, die sie einmal gewesen

war und die sie so gern wieder sein wollte. Das hatte sie jedenfalls zu ihren Eltern gesagt, als diese ihre Sachen zusammenpackten, um sich auf ihre eigene Entdeckungsreise zu begeben. Rückblickend waren ihre Sprüche ziemlich dumm gewesen. Sie hätte ehrlich sein und ihnen erzählen sollen, wie sehr es sie in Angst und Schrecken versetzte, dass sie nicht dabei sein würden, wenn sie ihr altes Leben in ein neues verfrachtete. Vor einer Woche war alles noch so praktikabel gewesen, aber jetzt waren sie plötzlich so weit weg! Jedes Mal, wenn sie sich vorstellte, wie sie die Tür zu ihrem neuen Zuhause öffnete, hörte sie eine bestimmte Musik, in der immer mehr Mollakkorde erklangen.

Ihre Bronchien zogen sich zusammen, und sie spürte das starke Bedürfnis nach mehr Sauerstoff. Eine Panikattacke war im Anzug. Zehn-neun-acht-sieben-sechs-fünf-vier-drei-zwei-eins ... Und auuuuuuuus-aaaaatmen. Alles ist gut. Ihr ging es gut. Sie würde ihr neues Leben lieben lernen. Schließlich konnten das sogar die Frauen in arrangierten Ehen. Auch sie lernten, ihren Angetrauten zu lieben, vor allem, wenn der Mann sexy war.

Sie fasste sich wieder und sah sich um. Eine traditionelle Metzgerei, eine kleine nette Bäckerei, ein kleines Kino, das Wein statt Popcorn anbot. Da gab's nichts zu mäkeln. Drei perfekte Orte zum Einkehren inmitten des üblichen bunten Durcheinanders von Secondhand-Läden, Restaurants und Zeitungskiosken, die sonst noch die Straße säumten. Und alles sah irgendwie anders aus. Woran lag das wohl? Sie konnte sich nicht daran erinnern, dass in Boughton alles so geglitzert hatte. Ja, etwas hatte sich definitiv verändert. Es war fast halb acht und schon seit Stunden stockdunkel. Und das wiederum bedeutete, dass alle Geschäfte schon längst geschlossen sein mussten, es sei denn ... es gab auch außerhalb von London Late-Night-Shopping?

Ihr Umzugswagen und der voranfahrende Lastwagen mit seiner Hovis-Toast-Lieferung begannen, sich in Zeitlupentempo Zentimeter für Zentimeter ein Stop-and-Go-Wettrennen zu liefern.

Moment mal. Jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Boughton sah aus wie der Drehort für einen jener kitschigen Weihnachtsfilme.

Etwas in ihr sträubte sich gegen diese unbekümmerte Festtagsfröhlichkeit, doch gleichzeitig spürte sie, wie ihr Herz beim Anblick des funkelnden Lichtermeers warm wurde und sich bei der Aussicht auf die weihnachtlichen Vergnügungen weit öffnete.

Die Bäckerei (wo es unwiderstehliche Zimtrollen gab, wie sich bald herausstellen sollte) hatte ihr Schaufenster mit einem riesigen Pfefferkuchenhaus verziert. Der chinesische Imbiss (Nummer 4 auf ihrer Liste von Unentbehrlichkeiten in einer neuen Stadt) hatte sein beschlagenes Schaufenster mit klassischem (altem, aber altbewährtem) Lametta behängt, und an der Metzgerei hing ein mit Lichterketten überspanntes Schild mit der Aufschrift »Jetzt vorbestellen«, dem eine Truppe von Cancan tanzenden Truthühnern Nachdruck verlieh. Sie waren zwar nicht so grell wie in London, dafür erinnerten die dezenten rot-blau-grün-gelben Glühbirnen und die langen Stränge mit stechpalmengemusterten Girlanden an freundlichere Zeiten, als Weihnachten noch Familienzeit bedeutete und nicht, dass man wildfremde Leute überrannte, um ein Black-Friday-Angebot zu ergattern.

Eigentlich hätte es sie fröhlich stimmen müssen, dass sie an einen Ort zog, wo die wahre Weihnachtsbotschaft noch mehr zählte als irgendwelche schrillen Dekokränze. Doch ehrlich gesagt: Sie war einfach nicht in Weihnachtsstimmung. Sonst war sie immer die Erste, die den Mistelzweig aufhängte, doch dieses Jahr? Eher nicht. Diesmal konnten die Misteln ihr gestohlen bleiben.

Endlich hatte sie es geschafft, ebenfalls nur zentimeterweise an dem langen Lastwagen vorbeizufahren, den die Abbildung eines altmodischen, an einer Toastscheibe kauenden Weihnachtsmanns schmückte. In ihrem Blickfeld erschien das Kino. Sie warf einen Blick auf die Plakate. *Ist das Leben nicht schön?* wurde gespielt.

Was denn sonst. Aber jetzt mal ehrlich: War ihr Leben wirklich so schön?

Neues Zuhause, neuer Job, sogar ihre Frisur war neu. Ausreichend Gründe, um in Freudentaumel zu verfallen, aber sie spürte diese Freude einfach nicht. Nachdem ihr vor 367 Tagen (ja, sie zählte jeden Tag)

buchstäblich jegliches Vertrauen aus dem Leib gerissen worden war, konnte sie ihren Lieblingsfeiertag nicht mehr so schön finden, geschweige denn ihr gesamtes Leben. An Weihnachten ging es ja nicht mehr um Freude oder Großzügigkeit oder darum, Leute ins Herz zu schließen. Auf jeden Fall nicht in London. Dort fühlte sich die Weihnachtszeit eher an wie ein Wettbewerb, nach dem Motto, wer hat die modernste Deko, die teuersten Geschenke und die meisten Kopierraum-Quickies auf den angesagtesten Betriebsweihnachtsfeiern. Vorausgesetzt, man war eingeladen worden. Was nicht der Fall gewesen war.

Sie konnte wenigstens versuchen, den Monat zu mögen. Dezember konnte ja nichts dafür, dass Weihnachten war. Dezember war eigentlich ihr Lieblings-Mode-Monat und verhiess immer, endlich die Wintersachen anziehen zu können. Das Outfit für den Umzugstag hatte sie sorgfältig zusammengestellt, schließlich wollte sie einen guten ersten Eindruck machen. Sie trug einen Strickpulli mit Fuchsmotiv, dessen Ohren frech unter ihrer dicken Cord-Latzhose herausragten, die über den sehr praktischen Chelsea-Stiefeln mit weißem Kunstpelzbesatz hochgekremgelt waren, außerdem eine scharlachrote Strickmütze mit einem riesigen, flauschigen Schneeballbommel. Den nagelneuen Schlüsselbund hatte sie in der Tasche ihrer Ich-wohne-fast-auf-dem-Land-aber-nicht-wirklich-Wachsjaque verstaut, die ihre Eltern ihr als Weihnachtsgeschenk im Voraus überreicht hatten, weil sie an den Feiertagen selbst nicht da sein würden. Das hatte es noch nie gegeben.

Fakt war, dieses Jahr ging es mehr darum, Weihnachten hinter sich zu bringen, als sich dafür zu begeistern. Sie hatte eine Menge zu organisieren, putzen und auspacken, und ehe sie sich versah, würde der Dezember vorüber sein, und im neuen Jahr konnte sie dann offiziell damit beginnen, jeden einzelnen Monat genauso sehr zu lieben wie ihr Leben in der Christmas Street.

Das würde sie sich zumindest einreden.

Während sie an den Ladenbesitzern vorbeifuhr, die gerade ihre Türschilder zu »Geschlossen« umklappten, ging sie ihren Tagesplan im Kopf durch. Jess liebte Pläne.

Sobald sie ihr neues Zuhause endlich erreicht hätten, würde sie den Umzugshelfern helfen, ihr Sammelsurium an Habseligkeiten (zur Hälfte den Eltern abgeluchst, der Rest von Ikea) hineinzutragen. Das würde sie nicht nur mit Endorphinen füllen, sondern auch die Umzugskosten reduzieren; sie musste bis Januar auf ihr erstes Gehalt warten und sparte, wo sie nur konnte. Und nachdem der Wagen geleert war, würde sie den Umzugsmännern zur Feier des Tages eine Tasse heißer Schokolade servieren (die bereits in einer Thermoskanne auf dem Beifahrersitz neben einem Karton mit drei Tassen und ein paar Süßigkeiten auf ihren Einsatz wartete), danach würde sie ihnen ein frohes Fest wünschen und ihnen selig hinterherwinken und endlich – mit zerzausten Haaren und noch erhitzten Wangen – die Eingangstür hinter sich schließen, sich erleichtert dagegenlehnen und verzückt ihr neues Heim betrachten. Dann würde es bereits an der Tür klingeln, sie würde öffnen und ein äußerst umwerfender (aber nicht zu umwerfender) Nachbar würde vor ihr stehen. Sein etwas eng anliegender Arbeitsoverall würde die Konturen seines wohltrainierten Diät-Cola-Pausen-Körpers erahnen lassen, an dem ein Werkzeuggurt locker von den sexy Hüften hing. Er würde verkünden, er sei von Beruf Bauarbeiter (oder Handwerker, an dem Punkt schwankte sie noch), und ihr anbieten, jedes Ikea-Möbelstück zusammenzubauen, ebenso wie den Schreibtisch und den Servierwagen, mit dem Bett würden sie bis zuletzt warten. Nachdem sie alles aufgebaut (und abgesehen von den ganzen Demütigungen des vergangenen Jahres auch fröhlich ihre Lebensgeschichten ausgetauscht) hatten, würde die ältere Dame, die im Reihenhaus gegenüber wohnte, mit einem Begrüßungskorb voller frisch gebackener, noch ofenwarmer Rosinenbrötchen auftauchen.

Bei nochmaliger Überlegung würde sie den Diät-Cola-Nachbarn dann doch wieder vor die Tür setzen und lieber die großmütterliche Nachbarin mit dem Leckereienkorb hereinbitten. Sie war Frau genug, selbst die nummerierten Niete und Ösen zusammenzufügen, oder wie die Dinge hießen, die man zum Zusammenbau eines Bettes brauchte. Um Himmels willen, schließlich war sie Grundschullehrerin und hatte schon Weihnachtskrippen aus Toilettenpapierrollen und Lametta gebastelt. Da

würde sie wohl auch ein paar Holz- und Metallteile zusammenstecken können, oder war ihr Selbstvertrauen schon so tief gesunken?

Oh! Ocado! Ihr Blick fiel auf einen Lieferwagen des beliebten Online-Supermarkts. Sie befand sich also nicht »am Ende der Welt«. Schnell machte sie sich eine mentale Notiz, später noch ihrer einzigen in London verbliebenen Lehrerkollegin Amanda eine SMS zu senden und ihr erleichtert zu versichern, dass sie auch hier jederzeit Zugang zu Meerfenchel, goldener Rote Bete und Aktivkohle-Ingwer-Shots haben würde. Nicht, dass sie jene Lebensmittel jemals dort bestellt hätte, aber Amanda hatte felsenfest behauptet, das Leben außerhalb Londons sei grauenvoll. Vor knapp einem Jahr hatten sie sich mit einer Abschiedsflasche Pinot betrunken, und damals hatte Amanda die verzweifelte Frage gestellt, wo Jess da draußen einen ordentlichen Cosmo-Cocktail finden könnte (der nicht in einer billigen Marks & Spencer-Dose serviert wurde). Als ihre beste Freundin hoffte sie noch, dass Jess zurückkehren und an einer anderen Elite-Schule neu anfangen würde. Aber es gab kein Zurück.

Außerdem hatte Amanda beim Cosmo nicht recht gehabt. Jess hatte sogar selbst Drinks gemixt, als sie sich nach ihrer unehrenhaften Kündigung im elterlichen Haus zurückgezogen hatte. Und sie musste zugeben, die Drinks hatten ihr richtig gutgetan. Und so leckte sie in unmittelbarer Nähe zum elterlichen Barschrank ihre Wunden, bis die Wodka- und Cointreau-Vorräte aufgebraucht waren. Und irgendwann verkauften ihre Eltern das Haus von einem Tag auf den anderen, nachdem es schon zwei Jahre ausgeschrieben war, weil *Zahnärzte ohne Grenzen* (#NichtDerRichtigeName) sie unter Vertrag genommen hatte. Wahrscheinlich waren sie jetzt schon auf den Marshallinseln gelandet und schmierten sich mit Sonnenschutzfaktor 90 ein, zogen die ersten Backenzähne und wühlten in Wurzelkanälen herum. Am Ende der Welt sozusagen, fernab von der Zivilisation, daher der Bedarf für zahnärztliche Versorgung.

Sie hatten davon gesprochen, möglicherweise ihre Pläne zu ändern. Oder sie eventuell mitzunehmen, wenn sie wollte. Sie waren sehr

liebevolle und einfühlsame Eltern, aber ehrlich gesagt, Jess wollte lieber allein sein. Sie brauchte Zeit, um alles zu verarbeiten und neue Ziele zu formulieren. Und sie musste ihr erstes Weihnachtsfest ohne Eltern durchstehen, ohne Depressionen zu bekommen.

Die Kekspackung auf dem Beifahrersitz lachte sie immer noch an, sie zog sie aus der Kiste und riss sie auf. Wer behauptete, ein Wagon-Wheels-Keks würde das Leben nicht besser machen, wusste nichts vom Leben.

Jess runzelte die Stirn, als sie sich im Außenspiegel sah. Der Anblick war immer noch etwas ungewohnt. Ihr letzter und (einziger?) Versuch, aus London rauszukommen, hatte darin bestanden, Amandas Friseur aufzusuchen, um eine Ponyfrisur à la Claudia Winkleman oder Audrey Hepburn verpasst zu bekommen. Anschließend sah sie zwar weder der einen noch der anderen ähnlich, aber wenigstens kam nun das Glätteisen zum Einsatz, das ihre Mutter ihr geschenkt hatte, nachdem sie die Zivilisation und damit die Elektrizität hinter sich gelassen hatte. Sie hatte den Friseur ihrer besten Freundin nur aufgesucht, um sich zu revanchieren, denn Amanda hatte ihr einen Job vermittelt, mit dem sie den Monat bis zur neuen Anstellung überbrücken konnte. So arbeitete sie nun für ein Fachgeschäft für Bürobedarf, das aussagekräftige Kurzbeschreibungen für seine neuen Produkte im Frühlingsskatalog brauchte. Und es bestand die Aussicht auf Folgeaufträge, wenn ihre Leistungen zufriedenstellend waren. Als Single hatte sie ohnehin keine abendlichen Dates, damit war ihr Fifty-Shades-of-Büroklammern-Schicksal besiegelt.

Der Umzugswagen fuhr zur Seite und eine aus dem Fenster ragende Hand gab ihr ein Zeichen vorbeizufahren. Jess überholte, und da erblickte sie zum allerersten Mal ihr neues Zuhause: Christmas Street 14.

Etwas Großes und Weißes klatschte gegen ihre Windschutzscheibe.

Was war das denn?

Mit einem Ruck bremste sie. Der Himmel über England war die ganze Fahrt über klar gewesen, doch offenbar war sie nun in einen heftigen Vorortschneesturm geraten. Sie sprang aus dem Auto, und schon traf sie etwas mitten ins Gesicht. Ein ... Schneeball?

»Entschuldigung!«, rief eine männliche Stimme, während sie die eisigen Schneekristalle wegblinzelte. Der Schnee schien fest entschlossen, an ihrer Wimperntusche kleben zu bleiben, die sie für den unwahrscheinlichen Fall aufgetragen hatte, dass ein echter Nachbar auftauchen sollte, um sie willkommen zu heißen.

Sie erkannte einen Mann, während sie weiterhin die Schneeflocken wegwischte und vergeblich versuchte, ihr pochendes Herz zu beruhigen. Erst erblickte sie seine Schuhe, dann seine schicke Hose, seine feine Strickjacke und dann ... hmhhh ... er versuchte doch tatsächlich, sich das Lachen zu verkneifen. »Es tut mir so leid, wirklich«, sagte er in einem liebevollen Singsang, der die etwas spezielle Begrüßung in ein etwas weniger schreckliches Licht rückte. »Wir wollten doch nur ...«, er streckte die Arme aus, als ob er die Tore zu einem magischen Königreich aufstoßen würde – und irgendwie hatte er das auch.

Es schneite auf der Christmas Street. Große, bauschige Schneeflocken schwebten vom sternenklaren Himmel. Moment mal – sternenklar? Konnte es dann überhaupt schneien?

Da kam noch ein Mann angerannt – schlank, asiatischen Ursprungs und sehr gutaussehend. Er schlang den Arm um die Hüfte des anderen Mannes. »Um Gottes willen, es tut uns furchtbar leid.« Sein Blick fiel auf den Lieferwagen, der mit laufendem Motor hinter Jess' Wagen ausharrte. »Sind Sie die Neue in Nummer 14?«

»Ja?«

Jess kannte die Antwort, wieso klang es dann wie eine Frage?

»Wir sind Kai und Rex«, erklärte der zweite Mann mit einer schwungvollen Geste. »Rex ist wirklich sehr ungeschickt. Ich hoffe, Sie haben die stürmische Begrüßung unbeschadet überstanden. Wir werden Blumen schicken. Uns gehört das Blumengeschäft, also versuchen Sie nicht, uns davon abzuhalten. Könnten Sie Ihr Auto noch die Straße hinunterfahren? Es ist alles ein bisschen ...« Er zeigte in Richtung der gut beleuchteten Einbahnstraße, die bereits in Schnee versunken schien. Die Dächer ausgenommen. Und ein paar Gärten. Genauer gesagt waren die

meisten Gärten schneefrei. Wieso schneite es ausschließlich auf die Straße?

»Hi, hallo, Süße. Sie müssen Jess sein. Green, Jess Green, richtig?«

Eine attraktive schlanke Frau mit australischem Akzent schloss sich dem Willkommenskomitee an. Sie hatte glänzendes, schwarzes Haar, tannensfarbene Augen und einen makellosen Teint wie Schneewittchen. Sie sah aus, als wäre sie gerade aus einem Katalog für Winterkleidung geklettert. Sie war von dem Schlag, der Schneeballschlachten lustig fand und nicht sofort wie Jess einen eiskalten Überfall darin vermutete.

Die Frau reichte ihr die Hand. »Drea. Drea Zamboni. Ich wohne in der Nummer 1.« Sie zeigte auf eine Ziegeldoppelhaushälfte, direkt gegenüber von Jess' Parkplatz. Eine riesige Schneemaschine stand auf dem Gehweg vor dem briefmarkengroßen Vorgarten und wirbelte in hohem Bogen enorme Mengen glitzernder Schneeflocken über ihre Köpfe. Drea legte die Hand auf Jess' Arm. Ihre frisch manikürten Nägel zierten Weihnachtsmotive. »Ich habe die Immobilienmaklerin bestochen, damit sie mir deinen Namen verrät.« Sie winkte und schenkte Jess ein Lächeln, das man durchaus als verhängnisvoll bezeichnen könnte.

Jess spürte ein ungutes Gefühl im Bauch. Das hier war ein großer Irrtum. Noch konnte sie einen Rückzieher machen, bevor sie entdeckte, dass alle Nachbarn Vampire oder Zombies waren, oder noch schlimmer. Beutelmäuse zum Beispiel. Sie hätte lieber nicht eine *Game-of-Thrones*-Folge nach der anderen schauen sollen, bevor sie aufgebrochen war.

»Reingelegt.« Drea lachte. »Ich musste sie gar nicht bestechen. Ihr saß das Mundwerk so locker wie die Unterhose einer Nonne am zweiten Weihnachtsfeiertag.«

Jess wollte gerade entgegnen, sie sei recht sicher, dass dies kein gängiges Sprichwort sei, da lief Drea zu Hochform auf.

»Tut mir leid mit dem ganzen Tamtam. Du bist natürlich auch herzlich eingeladen –«, sie hielt eine Flasche australischen Chenin Blanc hoch und grinste: »Wir bestehen sogar darauf.«

Jess schüttelte den Kopf und konnte kaum fassen, was in jener »ruhigen, friedlichen Sackgasse« los war, die ihr bei der

Vertragsunterzeichnung versprochen worden war.

Eine Schneekanone, eine Australierin namens Drea, Rex und Kai, die Floristen ... und der Rest der Straße schienen sich eine Dauerschneeballschlacht zu liefern, die vor nichts haltmachte.

O nein.

»Komm schon.« Dreas grüne Augen waren auf Jess gerichtet, als sie mit den Fingern schnippte, um den Männern unmissverständlich klarzumachen, sie sollten den Rückzug antreten. Was sie auch sofort taten. Wer *war* diese Frau? Und warum hatte sie solche Macht über die Nachbarschaft? »Ich weiß, es kommt dir jetzt alles ein bisschen sonderbar vor, aber es ist wirklich nur Spaß.«

»Entschuldigung, aber ich verstehe nicht?«

Dreas Lächeln wurde noch breiter, dann verkündete sie strahlend: »Heute beginnt der erste lebende Adventskalender auf der Christmas Street.«

»Und das bedeutet ...?«

»Das hier ist die Christmas Street, oder?«

»Ja schon ...« Jess' Antwort kam zögerlich, denn sie war immer noch unsicher, worauf das hinauslaufen sollte.

»Und hier gibt es vierundzwanzig Häuser ...« Drea stockte kurz und nickte ihr kurz zu, in der Hoffnung, der Groschen würde endlich fallen. Doch das war nicht der Fall, also holte Drea zu einer Erklärung aus.

»Ursprünglich sollte jeder ein Türchen basteln und in sein Fenster stellen, aber dann habe ich vorgeschlagen, dass wir tatsächlich unsere Türen füreinander öffnen. Wie richtige Nachbarn, oder? Wie in *Neighbours*. Alle denken ja immer, das Leben in Australien sei wie in dieser Fernsehserie.«

Jess zog die Augenbrauen hoch. Irgendwie wäre das cool. Sie schaute sich um und stellte sich vor, wie Susan und Karl bereits Gewehr bei Fuß standen, um das nächste Schneeballschlachtopfer zu sichten.

»Ist zwar nicht so«, sagte Drea mit Nachdruck, »aber es ist um einiges nachbarschaftlicher als hier. Deswegen dachte ich, ich bringe etwas australische Fröhlichkeit in die Christmas Street. Alles klar, Süße?« Ihre Stimme nahm den munteren, aber strengen Tonfall einer Stewardess an,

die den Passagieren am Notausgang erklärt, wie sie im Falle einer Notlandung die Türen öffnen können und dass sie auf keinen Fall mit Stöckelschuhen die aufblasbare Rampe hinunterrutschen dürfen. »Der Plan ist: Jedes Haus bereitet an einem Tag bis Weihnachten eine kleine Überraschung vor, und wir öffnen jede Tür wie bei einem richtigen Adventskalender.«

Jess schüttelte den Kopf. Sie hatte immer noch nicht ganz verstanden.

Drea drehte Jess zur Straße hin und drückte ihren Daumen auf Jess' Knöchel, als würde sie die Fernbedienung für eine PowerPoint-Präsentation anklicken. »Vierundzwanzig Häuser, vierundzwanzig Tage bis Weihnachten. Vom Ersten bis zum Vierundzwanzigsten öffnet jeweils das Haus mit der entsprechenden Nummer seine Tür und hält eine Adventsüberraschung bereit, Schokopralinen, Puppen oder Qualitätswodka. Feuchtfrohlich und locker vom Hocker, alle wissen, was sie zu tun haben, der Spaß kann also losgehen!«

Jess schwieg. Sie wusste nicht, wie sie darauf reagieren sollte. Sie hatte ihre Londoner Nachbarn kaum begrüßt, geschweige denn die Tür für sie geöffnet. Das Credo »Sei-nicht-zu-nett-zu-deinen-Nachbarn« war nach zehn Jahren schwer abzuschütteln. Vor allem, weil diese Nachbarin so hundertprozentig aufs Gegenteil pochte. Doch es sah tatsächlich so aus, als hätten alle ihren Spaß.

Drea erzählte auf ihre aufmunternde, aber recht trockene Art weiter. »Ich bin die Nummer 1, wie ich schon sagte. Deswegen die Schneemaschine, um gleich die richtige Atmosphäre zu schaffen, und ...«, sie zeigte auf die Türschwelle, wo ein Grill vor sich hin qualmte, »es gibt tonnenweise Garnelen, um uns – besser gesagt *mich* – an die Heimat zu erinnern. Schließlich wächst man mit bestimmten Weihnachtstraditionen auf, oder nicht?«

Jess war mit der Familie und Mince Pie aufgewachsen, und einer Socke, in der immer eine Schokoladenorange steckte. Musste sie deswegen jetzt allen Anwohnern eine Orange aus Schokolade servieren?

»Du hast Hausnummer 14, also noch zwei Wochen Zeit, dir etwas Lustiges zu überlegen.« Drea sagte das in einem Ton, als hätte sie ihre

Orangenschokoladengedanken gelesen und keinen Geschmack daran gefunden.

»Zwei Wochen ...«, wiederholte Jess, während sie auf die Straße starrte – *ihre* mit Schnee gesprenkelte, leuchtende neue Straße, in der die Nachbarn lachend Schneebälle nacheinander warfen. Und da spürte sie plötzlich den ersten Anflug jenes magischen Weihnachtsgefühls, das sie eigentlich letztes Jahr für immer begraben hatte, dachte sie zumindest.

Da kam schon der nächste Schneeball geflogen. Diesmal erwischte er sie am Knie.

»Tut mir leid, Schätzchen!«, schrie Rex, während er Kai mit erhobenem Zeigefinger und einem Augenzwinkern zurechtwies: »Sei nett zu unserer neuen Nachbarin! Santa schreibt sich das alles auf.«

»Komm schon, meine Liebe. Mach mit. Du gehörst doch jetzt dazu.« Drea legte einen Arm um Jess und erhob mit dem anderen die Weinflasche zu einem Toast: »Du bist jetzt eine von uns!«

Gerade als Jess die erste Stufe der Treppe ins Obergeschoss betreten hatte, um in ihr noch nicht aufgebautes Bett zu gehen, klingelte es an der Tür. Sie erstarrte und zog erschrocken die Schultern hoch. Wer auch immer das war, schien nicht zu kapieren, dass es bereits Schlafenszeit war. Es war ein langer Tag gewesen. Die letzten Dinge einpacken, *Game of Thrones* schauen, während sie auf die Umzugshelfer wartete, den neuen Besitzern ihres Elternhauses die Schlüssel übergeben, dann die Fahrt nach Boughton und den Transporter leeren und schließlich die Schneeballschlacht, bei der sie mindestens eine Million Kalorien verbrannt hatte.

Es klingelte erneut.

Sie hatte sich doch gewünscht, dass die Nachbarn bei ihr ein und aus gingen. Ihre neue Nachbarschaft übertraf schon jetzt all ihre Erwartungen. Sie hatte sich sogar der Schneeballschlacht angeschlossen, und die Umzugshelfer hatten ebenfalls mitgemacht. Dann hatte sie ein paar von Dreas köstlichen, in Butter und Knoblauch gegrillten Garnelen genossen (Australier verstanden wirklich etwas von Garnelen) und ein paar Gläschen geschlürft, bis sie so sehr in Weihnachtsstimmung gekommen

war, dass sie mithalf, einen Schneemann zu bauen. Natürlich wollte sie beweisen, dass sie eine gute Nachbarin war.

Als die Eltern allmählich begannen, ihre Kleinen ins Bett zu tragen, und die leeren Weinflaschen klirrend im Glascontainer landeten, bildeten etwa fünfzehn Leute hinter dem Umzugswagen eine Kette (Drea hatte das organisiert, wer denn sonst), und ruck, zuck standen Jess' Habseligkeiten sorgfältig gestapelt im Wohnzimmer, abgesehen von ihrem Bett, das bereits im Schlafzimmer war. »Buße muss wehtun, Schätzchen«, hatten Kai und Rex gemurmelt, als sie Jess' Matratze und den Bettrahmen nach oben zerrten.

Als sie die Tür öffnete, hoffte sie, der Diät-Cola-Nachbar hätte vielleicht doch noch den Weg zu ihr gefunden, mit dem Schraubenzieher in der einen und dem Durstlöcher in der anderen Hand, um ihr beim Aufbau des Bettes zu helfen.

Es war Drea.

»Ich hoffe, wir haben dich nicht abgeschreckt, Darling.« Drea hob ihr halbvolles Weinglas hoch und prostete ihr vorsichtig zu: »Herzlich willkommen in der Christmas Street?«

In ihrer Frage lag ein Hauch von Unsicherheit, die Jess' anfängliche Sorge, Drea wäre zu furchteinflößend, um ihre Freundin sein zu können, sofort wegfegte.

»Danke«, sagte Jess. »Toll, wie alle mitgeholfen haben.«

»Schön, dass du das sagst. Ich weiß, ich kann manchmal ein bisschen – na ja.« Drea machte ein Geräusch und eine Geste, die Jess als »direkt sein« interpretierte. Nun sah Jess die vorher nur flüchtig wahrgenommene Unsicherheit klar und deutlich in Dreas Gesicht geschrieben, und zwar so deutlich, dass sie den Drang verspürte, ihre neue Nachbarin in den Arm zu nehmen.

Doch da spürte sie wieder diesen Stich, der den Impuls im Keim erstickte und sie schmerzlich daran erinnerte, in welcher misslichen Lage sie ihre spontane Reaktion in der Vergangenheit gebracht hatte. Diesmal würde sie sich zusammenreißen.

Sie entschied sich für die britische Verbalvariante einer Umarmung und fragte: »Geht's dir gut?«

»Klar, super, danke. Es ist nur ... wegen Weihnachten.«

Wie bitte? Bis dahin waren es doch noch vierundzwanzig Tage.

»Ich liebe Weihnachten über alles«, sagte Drea, während sie an den Türrahmen gelehnt den Schneemann in Jess' Vorgarten betrachtete. Seine Arme waren fest in die Seiten gestemmt, doch seine Möhrennase hing schon ein wenig schief in der gar nicht so kalten Dezemberluft.

»Fliegst du eigentlich über die Feiertage nach Hause? Ich meine, nach Australien?«

»Was? Ich? Nein.« Drea würdigte sie kaum eines Blickes, ihre Augen ruhten auf Herrn Frost. »Nein, ich bin jetzt hier zu Hause.«

»Oh, wirklich? Dein Akzent hört sich ...«, Jess suchte nach dem richtigen Wort, »frisch an.«

Drea lachte. »Ach, weißt du, wenn man mit einem bestimmten Akzent aufwächst, ist es schwierig, ihn einfach abzulegen. Und außerdem. Die Briten lieben ihn. Und meine Branche auch. Ich bin eine waschechte Australierin, aber jetzt lebe ich hier. Seit vier Jahren mittlerweile. Meine Firma ist hier. Mein Haus. Nur mein Sohn fehlt mir.«

Der Schmerz in Dreas Augen brach Jess das Herz.

»Oh!«, sagte Jess angesichts der Unmengen an Fragen, die nun nach Antwort schrien.

»Er ist schon erwachsen«, fuhr Drea fort. »Vierundzwanzig Jahre alt. Arbeitet in einer Anwaltskanzlei. Eigene Wohnung in Melbourne. Tattoos. Surfbrett. Feste Beziehung. Er lebt seinen Traum.« Den letzten Satz flüsterte sie so, als könnte sie sich das absolut nicht vorstellen.

»Also, ich möchte dir nicht zu nahe treten, aber du siehst nicht so aus, als hättest du einen vierundzwanzigjährigen Sohn.« Sie meinte, was sie sagte. Drea sah wie Anfang vierzig aus. Höchstens. Und Jess war gut im Schätzen. Sie hatte es immer mit den anderen Lehrerinnen auf dem Pausenhof gespielt. Wer gewann, durfte zuerst in die Pralinschachtel greifen, die einer der alleinstehenden Väter einmal pro Monat als Dankeschön vorbeibrachte, weil sie tagsüber auf seine Kinder aufpassten,

was eigentlich sein Job war, aber egal. Wer konnte einer leckeren Praline schon widerstehen?

»Teenager-Braut«, sagte Drea mit einem traurigen Lächeln.

»Wirklich?«

»Ach was«, spottete Drea und lächelte wieder. »Ich war zwar mit sechzehn schwanger, aber diesen Versager hätte ich nie geheiratet. So, jetzt lasse ich dich aber mal in die Heia gehen. Morgen kommt Nummer 2 dran.« Sie zeigte Richtung Straßenanfang, wobei sie ein wenig Wein verschüttete. »Hoppla! Zu viel Vino für Drea. Also, Schätzchen. Ich hau mal ab. Ich glaube, morgen geht's um halb 8 los. Auf keinen Fall verpassen.« Sie formte mit Zeige- und Mittelfinger ein Victory-Zeichen und zielte erst auf ihre und dann auf Jess' Augen. »Willkommen in der Nachbarschaft.«

»Danke, vor allem für den unvergesslichen Empfang«, sagte Jess aus tiefster Überzeugung, denn sie hatte einen wundervollen Start in ihr neues Leben gehabt.

Drea hatte sich bereits umgedreht, winkte ihr noch über die Schulter zu, stolperte diagonal über die Straße und rutschte auf einem Schneerest aus. Als ihr klar wurde, dass Jess ihr nachblickte, rief sie: »Keinen einzigen Tropfen verschüttet!«, und kippte den restlichen Wein hinunter, bevor sie in ihrem Haus verschwand.

Einige Minuten später hatte Jess ihre Bettdecke aus einer der Umzugskisten gefischt, sogar ein Kissen gefunden, und lag nun zufrieden lächelnd auf ihrer Matratze neben den Bettrahmenteilen. Der Tag war zwar anders verlaufen als geplant, aber besser als erwartet. Vielleicht war es gar nicht so schwer, zu lernen, wieder auf ihr Bauchgefühl zu vertrauen.

2. Dezember

Jess ließ die Stirn auf die Kühlschranktür sinken. Keine Milch. Kein Brot. Nichts Essbares. Der ursprüngliche Plan hatte vorgesehen, nach Abzug der Umzugshelfer kurz in den Laden zu flitzen und ein paar Kleinigkeiten zu besorgen. Ein weiterer, noch viel wichtigerer Teil dieses Plans war, den Kaffeebereiter auszugraben. Doch wie die Dinge standen, gab es nur drei mit Kakaoresten verschmierte Tassen und ein paar Wagon-Wheels. Immerhin.

Es klingelte an der Tür.

Wie bitte? So früh? Sie schielte auf ihr Handy: 7 Uhr. Es war noch dunkel draußen.

Dieses Ich-klinge-kurz-und-schau-mal-nach-meiner-neuen-Nachbarin war ja gestern Abend in Ordnung gewesen, aber schon wieder? Drea schien etwas traurig und vermisste ihren Sohn, was Jess durchaus nachvollziehen konnte, schließlich war sie das gesamte letzte Jahr ebenfalls deprimiert gewesen und hatte ihr altes Leben vermisst. Deswegen war sie dankbar, dass die neuen Nachbarn ihr bisher keine Zeit gelassen hatten, darüber nachzudenken, welche große Veränderung der Umzug für sie eigentlich bedeutete. Aber 7 Uhr morgens? Sie war noch im Schlafanzug, nicht gekämmt, und vor allem hatte sie noch keinen Kaffee getrunken.

Es klingelte erneut.

Sie überlegte kurz, in der Küche hocken zu bleiben. Sie wollte niemanden sehen. Letzte Nacht war eine Ausnahme gewesen. Sie brauchte diesen letzten Monat des Jahres dringend, um in mönchischer Abgeschlossenheit herauszufinden, ob sie das Richtige getan hatte.

Die Türklingel schrillte noch einmal.

Vielleicht war es der Briefträger. Ihre Eltern hatten ein Paket angekündigt. Sie schlurfte in ihren Einhornpantoffeln zur Eingangstür. Die